

I. 101.

Dorothea Sanio

Schopfheim

Der Krieg trieb sie von Auggen in den Schwarzwald

*Sie wohnt 1945 in **Auggen** im Markgräflerland auf dem grossen Bauernhof der Eltern, ist 16 Jahre alt. Ab Herbst 1944 Beschuss, Tiefflieger bei der Feldarbeit (deshalb Maisfeld als Schutz stehen gelassen), Schanzen. Am 8.9.44. trifft ein Tieffliegergeschoss die Scheune mit der eingebrachten Ernte, Wagen, Geräte, Lebensmittel – grosser Verlust. Fast die Hälfte des Viehs muss geschlachtet werden: kaum Futter für den Winter. Am 11.1.45 Beschuss, Granaten schlagen in der Nachbarschaft ein, Keller. Mit 30 Hühnern und Hahn, den restlichen 9 Kühen und dem Hengstfohlen werden die Töchter zum Waldhäusle der Familie nach **Wambach bei Wies** geschickt, wo sie nun bleiben. Um die Marken einzulösen einmal die Woche nach Wies. Bei der letzten Fuhre aus **Auggen** mit Schafen im Wald immer wieder deutsche Soldaten auf der Flucht: die Franzosen nahen. In Auggen wurde der Fuchswallach von der Wehrmacht noch requiriert und nicht mehr zurückgebracht. 14 Tage später das Gerücht, die Wehrmacht habe die Tier in den Wäldern beim **Feldberg** laufen lassen. Mit ihrem Vater macht sie sich auf, das Pferd zu suchen. Wembach, Schönau, Todtnau, Fahl, dann heisst es: die Pferde seien eher in der **Bonndorfer** Gegend. Der dortige Tierarzt nennt in mehrere Orte, wo eingefangene Pferde stehen. Sie klappern sie alle zu Fuss ab: **Münchingen, Ewatingen, Blumegg, Lausheim, Lembach, Dillendorf**. Sie laufen einmal im Kreis – und kommen in den letzten der genannten Orte: **Wellendingen**. Und dort finden sie ihren Fuchs, nur nimmt ihnen der Bauer das nicht ab. Der Tierarzt entscheidet anhand des mitgebrachten Fotos: doch das ist er. So können sie das Pferd mitnehmen und dann zu Fuss wieder zurück nach **Auggen**. Von Besatzung nicht viel zu spüren, im Bauernhof gibt es genug zu essen – auch für viele Verwandte, Bekannte und Unbekannte. Sie fährt mit dem Zug nach **Freiburg** zur Schule. Auch der Bruder kommt heil aus der Gefangenschaft zurück. Die französischen Kriegsgefangenen, die bei ihnen waren, kommen um sich zu bedanken für die gute Zeit in Auggen.*

Ich bin in Auggen, einem Weinort im Markgräflerland, bei Müllheim/Badenweiler, etwa 3 km vom Rhein, der Grenze nach Frankreich, aufgewachsen. Wir hatten für dortige Verhältnisse ein grosses landwirtschaftliches Anwesen : 40 ha Ackerland und Wiesen, 3 ha Reben.

Es war im Herbst 1944, als auch das Artilleriefeuer der Front immer näher kam, dieses Sausen und Trudeln - die Angst, wo wird es einschlagen, spüre ich immer noch. Schon länger hatten wir es mit dem Bordwaffenbeschuss der Tiefflieger zu tun. Mehr als einmal flüchteten wir in der Kartoffelernte in einen extra stehen gelassenen Maisstreifen, selbst die Pferde warfen sich auf den Boden. Oder wenn der Luftkampf über uns tobte, ringelten wir uns in den Weinbergen unter die Reben, bis wir wieder weiter herbsten konnten. Die Leute vom Dorf, die zum "Schanzen" (Panzergraben machen) mussten, wurden auf Wagen raus gefahren, und mehr als einmal stürzten sich Tiefflieger auf sie; da half auch nicht die direkt in der Nähe stehende Flak; die wenigen Treffer machten die Flieger scheinbar eher noch wütender!

Am 8. September 1944 wurde unser Hof durch Tiefflieger mit Leuchtspurnmunition beschossen. Das grosse Scheunengebäude mit der ganzen eingebrachten Ernte brannte ab. Wagen, Geräte, Zwiebeln, Marmeladentöpfe, Mehl - es war ein grosser Verlust. Von dem Rindvieh musste fast die Hälfte zum Schlachten gegeben werden, da wir kaum Futter für den Winter mehr hatten.

Oberhalb von Wambach, bei Wies im kleinen Wiesental, hatte unsere Grosstante ein kleines Ferienhaus, das Waldhäusle: ein Blockhaus mit einer eigenen Quelle, integriert ein grösserer Schuppen mit Speicher. Viele unserer Verwandten hatten Wertsachen und Sonstiges in grossen Schrankkoffern bei uns eingestellt; diese begannen wir damals fuhrenweise dorthin und auch zu uns bekannten Bauern zu evakuieren.

An einem Sonntag, am 11. Januar 1945, sassen meine Mutter, meine beiden Schwestern Barbara, Brigitte und ich (mein Vater war mit dem Traktor weg, wir erwarteten ihn jeden Moment zurück) gemütlich in unserem kleinen Wohnzimmer, hatten uns jeder gerade mit einem Buch in einem Sessel zurechtgerückt, als es auf einmal trudelt und kracht - Einschlag! Wir werden beschossen! Wir flitzten nur so raus, suchten hektisch nach dem Weinkellerschlüssel und verkrochen uns dorthin.

Im Gasthaus „zum Rebstock“, unsern Nachbarn, war gerade eine Dorfversammlung; eine der ersten, wenn nicht gar die erste Granate schlug direkt fünf Meter neben dem Saal an der Ecke ein. Es war ein banges Gefühl: Vati nicht da - er musste ja direkt in den Beschuss reinfahren - jeden Moment konnte es ins Haus einschlagen; Tello, Vatis Jagdhund, der kurz zuvor abgehauen war, kam an allen Gliedern schlotternd an; uns ging es ähnlich.

Schiesspause. Also nichts wie rauf, Wäsche, Nahrungsmittel etc in Säcke gestopft, alles in den Keller. Da kam auch mein Vater. Einer von der Versammlung hatte ihm gesagt, er müsse den anderen Weg fahren, weil die Strasse unpassierbar sei. Während der Beschusspausen räumten wir, was ging, zusammen und in den Keller, während des Beschusses sassen wir in dem feuchten und dunklen Weinkeller. Das Wasser stand im tieferen Kellerteil bis zur zweitobersten Stufe - ein trübes Petroleumlämpchen gab ein bisschen Licht, der arme Tello sass auch ganz trübsinnig da.

Im trockenen Keller des Pächterhauses richteten wir uns in dem kleinen Abteil zum Übernachten ein. Die Polen, unsere damaligen Arbeitskräfte, schliefen im vorderem Bereich, die Leute von der Nachbarschaft im hinteren Bereich des grossen Raum. Da quäkte ein Kind, da wollten etliche nicht Ruhe geben, da schimpfte wieder einer - nur das Kerzen- oder Petroleumlicht brannte ruhig fort. Es störte sich auch nicht an den einschlagenden Granaten.

Jeden Tag schlugen sie in unser Anwesen ein; ich glaube, es war ein Glück, dass die Scheuer im September schon abbrannte, jetzt hätte wohl kaum eine zweite Feuerwehr zu Hilfe kommen können, und das Wohnhaus wäre wohl auch abgebrannt. Zwei Schweine, die von Splittern getroffen wurden, mussten

wir notschlachten. Ein Ochse wurde auch schlimm verletzt, aber sonst kamen wir mit kaputten Fensterscheiben, kaputtem Schweinestaldach, kaputter Gartenmauer und kaputtem Kamin davon.

Mit etwa 30 Hühnern und Hahn, den übrig gebliebenen neun Kühen, dem fast einjährigen Hengstfohlen "Harras" wurden Barbara und ich dann auch nach Wambach zum Waldhäusle geschickt. Vom Dorf kamen noch andere Leute mit, die auch die Kühe treiben halfen. In aller Frühe ging es los. Kaum schaffte der Traktor die Steigungen; besonders ein steiler Hohlweg vor der Ortschaft Feldberg ist mir noch in Erinnerung. Da mussten wir auf die Ackerschiene des Traktors stehen, damit die Hinterräder besser griffen. Weil wir nicht an genug Dieselkanister gedacht hatten, gingen mein Vater und ich nochmals zurück, um welche zu holen. Wir hatten große Angst, da man jeden Moment mit Beschuss rechnen musste.

In Wambach, durften wir die restlichen Kühe über Winter in einem Bauernhof unterbringen und wir waren unendlich dankbar - und ich habe es bis heute nicht vergessen, dass in Wies und Wambach für unser Vieh Heu und Stroh gesammelt wurde, wo es doch solch eine Mühe und Plage ist, an diesen steilen Hängen zu heuen oder Ackerbau und Getreideanbau zu betreiben. Zum Glück hatten wir noch unsere großen Futterrübenmieten und mein Vater fuhr mit dem Traktor und den eisenbereiften Anhängern viele, viele Fuhren nach Wambach.

Heute würde man sagen, dass es ein Idyll gewesen sei: Das einsam gelegene Waldhäusle, davor der aus einem Baumstamm gemachte Brunnentrog mit einem ebensolchen Brunnenstock, die murmelnde unaufhörlich fließende Quelle, Karbid und Petroleumlampen oder Kerzen, die ums Haus pickenden und scharrenden Hühner - der tapfere Gockel "Lord Leicester", der warnte und sogar mit dem Hühnerhabicht kämpfte, die täglichen Gänge runter nach Wambach zum Milchholen. Um die Essensmarken einzulösen, mussten wir einmal die Woche nach Wies runterlaufen und die Raufschlepperei war ganz schön happig. Und ich mochte es gar nicht, wenn ich Harras, das Hengstfohlen "bewegen" sollte, hatte ich ihn doch nur an einem einfachen Trensenzügel, und auf der Strasse gingen rechts die Böschungen gleich rauf und links der Abhang gleich runter! Ein Stückchen Acker wurde uns freundlicherweise überlassen, sodass wir Möhren säen, Zwiebeln stecken usw. konnten.

Ende März, Anfang April war auch Cousine Ilse bei uns gelandet, sie hatte in Frankreich gearbeitet, Vati hielt sich auch öfters bei uns auf; wenn ich denke, mit welcher Selbstverständlichkeit er und auch wir die großen Entfernungen zu Fuß bewältigten. Kurz bevor die Franzosen einmarschierten wollte meine Mutter noch eine Fuhre zu uns hinter schicken, da aber mein Vater bei uns hinten war, ließ sie einen jungen Burschen den Traktor fahren. Er kam aber nur bis Kandern. Dort musste er den Wagen abhängen, denn die sich zurückziehende deutsche Wehrmacht brauchte den Traktor, um ein Geschütz zu manövrieren.

Vati, Barbara und ich fuhren gleich mit unseren Fahrrädern nach Kandern. Vati ging dann zu Fuß nach Auggen weiter, und Barbara und ich mussten die drei Schafe, die bei der Fuhre dabei waren (eines hatte

ich von klein auf aufgezogen, das lief mir auf Schritt und Tritt nach), und die Fahrräder irgendwie nach dem Waldhäusle bekommen. Drei Buben konnten wir mit Geldversprechungen bereden, die Fahrräder bis Malsburg für uns zu schieben; dauernd wollten sie fahren oder die Räder hinlegen und zurückgehen. Es forderte unser ganzes diplomatisches Geschick, bis wir wirklich Malsburg erreichten, wo wir die Fahrräder einstellen konnten.

Es war später Nachmittag, bis wir mit den Schafen beim Waldhäusle waren. Ilse kam dann mit uns nach Malsburg mit, um die Fahrräder zu holen. Mit einbrechender Dunkelheit ging es den Abkürzungsweg durch den Wald über den Wasen zum Waldhäusle zurück. Ein bisschen hatten wir schon Angst gehabt, vom Blauen her sausten Granaten ins Tal hinunter, öfters begegneten uns Gruppen deutscher Soldaten, hörte man doch überall durchs Unterholz es knacken - viele waren unterwegs.

Mehr als ein Soldat klopfte an die Waldhaustüre, und wir halfen, so gut es ging. Auch im Dorf trieben sich "neue Holzarbeiter" mit der Axt auf der Schulter herum, und oft lief ein kleines Mädchen in den Wald mit warmen Essen.

Es war eine schlimme Nachricht: Der Fuchswallach, die Hauptkraft unseres Pferdegespannes, war noch in den letzten drei Tagen von der Wehrmacht geholt worden - "bloß für zwei Tage", um ein Geschütz zu transportieren - und war nicht wieder gebracht worden. Fanny, seine Mutter, das andere Gespannpferd, hatten wir während des Krieges hochtragend erworben und dann den "Fuchs" aufgezogen. Nun, nach 14 Tagen lief das Gerücht, dass die Division aufgegeben worden sei und die Tiere frei in den Wäldern beim Feldberg rum liefen.

So machten sich denn Vati und ich, mit dem nötigen Proviant versehen, am 15. Mai 1945 in aller Frühe auf den Weg. Ich weiß noch, wie ich vom Balkon des Waldhäusle über die Bergketten sah: Da musst du drüber! Erst runter den Hang, dann wieder steil hinauf nach Demberg, wo wir auch gleich von Franzosen kontrolliert wurden. Sie machten sich über meinen Kinderausweis (Bild als Zehnjährige) lustig, wo ich doch schon 16 Jahre alt war. Weiter ging es auf der staubigen Strasse - es wurde immer heißer - nach Schwand, Holl und dann einen steinigen Weg steil zum Wald rauf; dort war dann die erste Rast.

Schlimm war nur, dass wir den Weg so ohne Richtungsweiser nicht so recht wussten, ihn nicht fanden; kurzerhand liefen wir dann quer durch den Wald. Bald lichtete er sich auch und am Fuß der steilen Alm sahen wir Wembach liegen. Bis wir aber den steilen Berg runte und über den Fluss waren! Dort konnten wir auch endlich Wasser trinken. Wir atmeten richtig auf, als wir auf der Strasse waren.

Im gleichmäßigen, aber schnellen Schritt ging es weiter - es macht müde, das Laufen auf der Landstrasse. Schönau, Todtnau (dort wollten wir essen, aber alle Gasthäuser waren voller Franzosen), dann in der Nachmittagsglut weiter nach Fahl, auf den Feldberg. In der Menzenschwander Hütte blieben wir dann. Die Wirtin erzählte uns auch von den vielen Pferden, aber mehr in der Bonndorfer Gegend. Die

meisten und besten seien aber schon von den Pferdehändlern gekapert worden. Wir seien 14 Tage zu spät dran, doch vielleicht ... und wenn....

Mit etwas gemischten Gefühlen gingen Vati und ich schlafen. Zeitig brachen wir am nächsten Morgen auf, auf dem schönen Höhenweg - zu schön, wenn alles noch so leicht im Nebel liegt, so frisch ist, so tauschwer, tropfend - direkt nach Aha und dann nach Schluchsee. Überall gab es negative Antworten; in Schluchsee wies man uns nach Faulenfürst - glücklicherweise ging es ein Stück durch den Wald. Die Sonne brannte so unbarmherzig, die Ebene schien so öd, so ausgebrannt.

Von Faulenfürst ging es weiter nach Balzhausen, aber immer war es dasselbe, entweder gab es gar keine eingefangenen Pferde oder es war nicht unser Fuchs; aber alle wiesen uns nach Bonndorf, und so machten wir uns direkt nach dorthin auf die Socken.

Am Spätnachmittag kamen wir dort an, zufällig kannte Vati die Adresse des dortigen Tierarztes, der auch sehr freundlich war und uns mehrere Orte im Umkreis nannte, in denen eingefangene Pferde stünden. Er riet uns noch, nach dem 3 km entfernten Münchingen zu laufen, dort würden wir bestimmt Quartier bekommen. Gar nicht in unseren gewohnten raschen Schritt zockelten wir also nach Münchingen. Es gab dort schon schöne Pferde, aber unser Fuchs war nicht darunter; zum Trost bekamen wir aber zu hören, dass die Bauern nur dem wirklichen Eigentümer ein Pferd raus gegeben hätten.

Am nächsten Morgen ging es dann im alten Tempo wieder weiter. Zuerst nach Ewatingen – nichts. Es klingt so kurz, aber welch langes Rumlaufen, Fragen, Suchen und Warten sich dahinter verbirgt, das wissen nur wir. Dann ging es weiter nach Blumegg. Unterwegs durften wir uns eine Strecke auf einen Ochsenkarren setzen, es war so glühend heiß. Dort konnten wir zu Mittag essen. Die Wirtin war so nett, jeder bekam drei Spiegeleier, eine große Stulle Brot dazu und ein Glas wie leichter Wein schmeckender Most. Sie bat uns nur alles möglichst schnell zu vertilgen, denn den einquartierten Franzosen wollte sie ihren Most nicht geben. Als einer gerade rein kam, ließ sie die Karaffe unter ihrer weiten Schürze verschwinden.

Aber auch hier war nichts. Man erzählte uns wohl von der Division, die gerade da drüben am Berg aufgerieben worden war, aber von unserm Fuchs war nichts zu sehen. Wir versuchten dann, den durch den Wald gehenden Abkürzungsweg nach Lausheim zu finden. Es lässt sich nicht beschreiben, wie die Luft brannte, die Zunge klebte richtig, und dann merkten wir auf einmal, dass wir im Kreis gegangen waren. Endlich kamen wir auf den richtigen Weg, endlich lichtete sich auch der Wald, endlich war man auf der Landstrasse, und endlich war da ein sprudelndes Bächlein mit dem herrlichen Nass - gleich wurde ein Becher für Vati geschöpft, dann selber getrunken und dann die Füße gebadet. Aber in Lausheim war es auch nichts. Also, wieder über den nächsten Berg nach Lembach, Dillendorf, aber immer war es nichts.

Wir hatten nahezu alle Orte abgeklappert, die uns der Bonndorfer Tierarzt genannt hatte; im Kreis waren wir gelaufen, nur ein Ort lag jetzt noch wieder vor Bonndorf: Wellendingen. Wir nahmen uns vor: Das ist der letzte Ort, in dem wir nach dem Fuchs suchen. Von Haus zu Haus fragten wir uns durch, aber war der eine halb blind, so war der andere Fuchs zu alt, und die Leute, bei denen noch ein Fuchs stehen sollte, sagten, sie hätten keinen Fuchs, nur einen Braunen.

Bei einem weiteren Bauern bekamen wir ein Gläschen Most, und im Laufe der Unterhaltung erfuhren wir, dass die letzten Leute sehr wohl einen Fuchs eingefangen hatten und keinen Braunen. So liefen wir noch mal hin, gleich zum Stall, machten den oberen Teil der Stalltüre auf: Den Schweif sehen und "Er ist's" sagen war eines. In zitternder Hast stießen wir die Türe vollends auf, und da wendete er schon den Kopf und sah uns mit seinen großen Augen an; er war es wirklich.

Die Unterredung mit dem Bauern begann: „Ich habe mein Pferd bei Ihnen gefunden!“ – „Das wollten schon viele bei mir gefunden haben!“ Nicht einmal das Photo vom Fuchs konnte den Bauern überzeugen. Endlich war er bereit, sich dem Schiedsspruch des Bonndorfer Tierarztes zu fügen. Also nach Bonndorf laufen. Dort verfehlten wir den Tierarzt um ein wenig: Er war nach Wellendingen mit seinem Einspänner gefahren; wir auch wieder zurück.

Der Tierarzt konnte den Bauern schließlich überzeugen, dass das Photo und das Tier identische Merkmale hatten, und weil am nächsten Tag alle eingefangenen Pferde sowieso registriert werden mussten und von den Franzosen wohl kaum eine Aufwandsentschädigung zu erwarten war, gab der Bauer nach.

Bereits vor 5 Uhr in der Frühe machten wir uns auf den Weg. Eigentlich hatte ich von früher her Angst vor dem Fuchs, er war immer ein bisschen wild und sehr unberechenbar gewesen, aber jetzt führte ich ihn den ganzen Weg und hatte keine Scheu vor ihm. Die Etappe bis zur Menzenschwander Hütte war ganz schön weit, schließlich musste das Tier ja auch mal grasen und saufen.

Auch am nächsten Morgen brachen wir bei Tagesgrauen auf. Es wurde ein heißer Tag über die Sirmitz; beim Auerhahn gab es eine Pause vor allem zum Trinken, aber dann mussten wir die ganzen Serpentinafen laufen, weil die Abkürzung, der Klemm entlang, durch Baumstämme gesperrt war. Endlich war Auggen in Sicht. Ich konnte fast nicht mehr. „Fanny“ war auf der Weide - uns kamen die Tränen, als die beiden Pferde über die Koppelstangen hinweg die Köpfe, die Hälse aneinanderlegten.

Die uns zugeteilten polnischen Fremdarbeiter wurden in Müllheim in einem Lager gesammelt und dann in ihre Heimat zurückgebracht. Leute aus dem Dorf übernahmen den Kuhstall. Wir verteilten uns auf das andere Viehzeug, ich übernahm die Pferde. Jeder Pferdepfleger war noch von dem Fuchs geschlagen worden, mir hat er nie etwas getan. Noch lange, als das Gespann dann mit einem anderen Rossknecht

fuhr und ich gerade auf der Strasse lief, haben Fanny und er mir die Köpfe zugedreht und die Ohren zu mir hingestellt.

Von der Besatzung bekam Auggen eigentlich nicht viel zu spüren: Natürlich wurde der Wein aus den Fässern abgepumpt, mussten dauernd Kühe und Schweine zum Schlachten gestellt werden. Die unsinnigen Abholzungen, die "Wieder-Gutmachungen", der Rhein-Seiten-Kanal sind ein anderes Kapitel. Dadurch, dass wir Landwirtschaft hatten, brauchten wir nicht zu hungern, und auf unserem Herd stand immer ein großer Topf mit einer kräftigen Suppe. Wer immer hungrig an unsere Türe kam, bekam ordentlich geschöpft und auch ein großes Stück Brot dazu.

1946 fingen die Schulen in Freiburg als erstes wieder an; es fuhr aber nur morgens und abends ein Zug. So bekam ich für den Mittag eine Doppelstulle Brot mit. Ich verzeihe es mir auch heute noch nicht, dass ich etwas von dem Brot aß und erst, als ein Vater mit seinem zehnjährigen Sohn mich darauf ansprach, ihm alles restliche Brot gab. Ich hätte es gleich sehen müssen.

Öfters kam auch die Schwester meines Vaters, die in Gernsbach wohnte, mit ihrer Tochter für einige Zeit zu Besuch, um sich satt zu essen. Ich erinnere mich noch gut, wie wir uns in Freiburg trafen (ich von der Schule kommend) und sie dann schläfrig auf der harten Abteilsbank im Bummelzug saß und auf einmal den Mund weit aufriss und zuschnappte. Sie wachte davon auf und erzählte, gerade habe ihr jemand ein Stück Brot vorgehalten!

Die in Berlin und München lebenden Verwandten meiner Mutter waren ausgebombt worden und lebten dann bei uns. Viele ehemalige Soldaten, die nicht heim konnten, stellten wir zeitweise ein; wir waren nahezu 30 Personen täglich zum Essen.

Auch das Reisen war mit Schwierigkeiten verbunden: Passierscheine mussten für alles beantragt werden. Lange Zeit waren statt der Fenster in den Zügen Holzplatten mit winzigen Guckscheiben eingesetzt, meist gingen die Züge auch nur bis Müllheim.

Mein Vater hatte wieder ein Reitpferd, das sich auch anspannen ließ. Es hatte nur die Angewohnheit ,immer Endspurt machen zu wollen: Also Endspurt zum Güterbahnhof Auggen, an die Rampe um Weinkisten zu verschicken, Endspurt wieder in den heimatlichen Hof, Endspurt zum Bahnhof Müllheim, um Gäste mit dem leichten Kutschwagen abzuholen. Bald durfte ich den "Fix" auch allein kutschieren. Besonders wenn ich bei Dunkelheit jemanden in Müllheim abzuholen hatte, musste ich mich ganz auf ihn einstellen. Immer, wenn ihm etwas nicht geheuer war - und das war jeder Steinhaufen - und seine Ohren sich stellten, summte ich meinen beruhigenden Singsang. Die Ohren spielten nach hinten, und alles war wieder gut.

Letztendlich waren wir alle froh, dass der Krieg vorbei war. Natürlich war ich zu jung, um all das Elend zu erfassen; wir selbst waren heil davongekommen, auch mein Bruder kam aus der Gefangenschaft zurück.

Vielleicht lag es daran, dass hüben wie drüben des Rheines die Menschen die selbe Sprache sprechen, dass wir aufbauen, lernen, wieder froh und ohne Angst leben wollten.

Einmal bekamen wir auch noch Besuch von den französischen Kriegsgefangenen, die bei uns gearbeitet hatten; sie wollten sich bei uns bedanken für die gute Zeit, die sie bei uns gehabt hatten.

Gott sei Dank könnte sich heute niemand mehr vorstellen, mit den Franzosen im Krieg zu sein, auf sie zu schießen.

Dorothea Sanio